

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Prolog. auf H. Neill, Gießen

## Pechmarie und Hans im Blick.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.  
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.  
(Fortsetzung.)

Da war's ihr geradezu eine Genugtuung, wenn sie von Zeit zu Zeit mit einem besonders gelungenen Gericht, einem kleinen Geschenk schöner Früchte oder dergleichen „oben“ erfreuen konnte. Es glückte ihr auch noch ein paarmal, Fräulein Meta in augenblicklichen Geldverlegenheiten auszuheilen — was die stattliche Künstlerin immer mit einer Art gekränkter Würde entgegennahm, um es gleich darauf mit zartestem Feingefühl wieder völlig aus der Unterhaltung auszumerzen. Fräulein Fiddi beizustehen, war noch leichter. Die kam einfach von Zeit zu Zeit tränenüberströmt zu der neuen Freundin ihrer Seele gestürzt, ihr das Leid zu klagen, das erbarmungslose Lieferanten, zahlungsunfähige Pensionäre, hartberzige Steuerboten über sie verhängten.

Sie zog jedesmal rasch getrüftet, wohl versorgt davon. Und teilte die Eigentümlichkeit ihrer imposanten Meta, derartige kleine Gefälligkeiten Marias mit wunderbarer Leichtigkeit zu vergessen. Eine Angewohnung, die Marie das Geben zu ihrer Freude unansprechlich erleichterte.

Kamille sah den Verkehr, von dessen finanzieller Seite sie nichts ahnte, im ganzen nicht ungern. Ihre so geliebte wie tyrannisierte Herrin fand ja Vergnügen daran. Und die beiden Damen „von oben“ sahen über Frau Kamilles häufige schlechte Laune mit bewunderungswürdiger Liebesswürdigkeit hinweg. Schließlich schloß Fräulein Fiddi auch noch innige Freundschaft mit Kamilles „Puff“ — eine seltene Erscheinung, denn Puff besaß, gerade wie seine Wohltäterin, bedeutend mehr Gegner als Anhänger. Puffs Zuneigung zu Fräulein Fiddi Molls Kuchen und Zuckertüchchen gewann der kleinen Schauspielerin auch Kamilles streng behütetes Herz.

An einem heißen Sommermorgen, Ende Juni, erhielt Marie endlich das lang erwartete Werk Hans Imhoffs als „eben erschienen“ von einer der zahlreichen Buchhandlungen zugesandt, die sie damit betraut hatte. Sie packte ihren Schatz andächtig aus und hielt ihn mit einem weichen, wehen Gefühl in den Händen, wie etwas, nach dem man sich allzu sehr gesehnt hat — da schmerzt die endliche Erfüllung beinahe! Sie trug das Buch in ihre liebe Leseecke im Exler. Es war kühl und still in der kleinen Parterrewohnung. Kamille hatte sich auf den ziemlich entfernten Wochenmarkt begeben. Marie schlug das Buch auf, sammelte sich wie zur Andacht und las mit gefalteten Händen, was auf dem Titelblatte stand:

„Auf Posten!“

„Lebenslauf eines Kämpfenden.“

Da schellte es. Sie fuhr empör — unwillig, bestürzt. Rein, sie würde nicht öffnen! Sie wollte sich diese Weihe-

stunden durchaus nicht nehmen lassen. Aber da klang die Glocke zum zweiten Male, heller und schärfer noch, und sie erhob sich nun doch verdrießlich, um einmal durch das kleine Guckloch in der Korridor tür nach dem fästigen Eindringling zu spähen.

Nur einen Blick tat sie hindurch; dann flog die Tür zurück, mit einem sauchzenden Schrei von ihr aufgerissen — „Hans!“ rief sie und hielt seine beiden Hände. Er lachte über das ganze Gesicht, während sie sich kräftig die Hände schüttelten.

„Das war eine gelungene Ueberraschung — nicht?“ fragte er: „Else wollte dir vorher schreiben und uns bei dir anmelden — aber ich dachte es mir gleich hübscher, dich einfach zu überfallen!“

Else! Marie blidte sich noch ganz verwirrt um. „Richtig! Deine Frau! Wo steckt sie denn?“ fragte sie rein gedankenlos.

Da klang das perlende Silberlachen hinter ihr. Elfriede war an ihnen vorbei in die Sturdiel ge huscht und sah sich neugierig um.

„Es ist aber sehr hübsch bei Ihnen, liebes Fräulein Marie,“ rief sie.

„O, dies ist ja nur die Diele,“ erklärte Marie eifrig. Ihre Augen glänzten, ihr Herz hüpfte vor Freude. Sie riß die Tür zum Wohnzimmer auf, machte eine stolz einladende Handbewegung — noch nie war sie sich ihrer behaglichen Häuslichkeit so froh bewußt geworden. Die Freude ließ sie ungewohnt hübsch und jung erscheinen — Frau Elfriede betrachtete sie mit weit aufgerissenen Augen.

„Sie sehen ganz anders aus. — Ich hatte Sie gar nicht mehr so recht im Gedächtnis!“ rief sie, sich jah verbessernd.

Marie wurde ernst, stand wie erschrocken still, besann sich:

„Ja Sie auch nicht mehr — gar nicht mehr —“ gab sie nachdenklich zur Antwort. „Ich hatte zuerst gar nicht an Sie gedacht, als Hans plötzlich da war —“

Sie bliete grüblerisch auf, unsicher, wie die junge Frau ihre schrankenlose Offenheit aufnehmen würde. Aber die hatte gar nicht hingehört; sie flatterte neugierig ins Zimmer hinein, sah sich nach allen Seiten um — und irgend etwas an ihr erinnerte Marie plötzlich an Fiddi Molls ersten Besuch — und an die pikenden Augen von Elfriedens Mutter —

Hans trat nun auch ins Zimmer, nachdem er die Korridor tür sorgfältig zugemacht.

„Et, wie kühl ist es hier!“ rief er erfreut. „Das tut wohl — wir haben eine schreckliche Fahrt gehabt gestern, und die Nacht im Hotel war auch alles andere, als schön. Ich freue mich, daß du's so behaglich hast, alte Marie.“

„Wenn man so schöne, feine Möbel und Sachen hat, ist das kein Wunder!“ erklärte seine Frau und befühlte kritisch den Plüschbezug des hochlehnigen Sofas. Marie nötigte zum Sitzen, aufgeregt und etwas ungeschickt. Sie selbst sprang gleich wieder in die Höhe.

„Ich muß euch doch erst rasch eine Erfrischung holen —“  
Hans hielt sie am Armel fest:

„Daß nur — wir haben eben erst gefrühstückt! Wir wollen einzig dich genießen!“

„Aber Ihr sollt doch — ein Glas Wein zum mindesten, ein paar Erdbeeren — — Ach!“ Sie setzte sich plötzlich wieder hin. „Kamille ist ja noch nicht vom Markt zurück! Sie bringt das Obst erst mit — und den Kellerschlüssel wird sie wohl auch bei sich haben.“

„Na, siehst du,“ mahnte Hans gutmütig, „da kannst du dich also zunächst ruhig uns widmen. Du mußt uns schleunigst erzählen, wie's dir seit unserer Hochzeit ergangen ist. Das ist ja schon über ein Vierteljahr her — denkt bloß, ihr beiden! Wir sind ein uraltes Ehepaar, Else und ich. Else erzählt mir das jetzt alle Tage.“

„Damit du's nicht vergißt,“ erläuterte das junge Fräulein würdevoll. „Ich muß ihn an alles erinnern, Fräulein Marie, er denkt rein an gar nichts mehr!“

„Na, erlaube mal, Kind. Das ist doch —“

„Bitte, wer hat daran gedacht, daß wir keinesfalls durch Berlin fahren dürften, ohne Fräulein Marie zu besuchen? Du oder ich?“

„Du — — aber ich hätte das natürlich auch noch getan! Es ist dir nur zufällig zuerst eingefallen!“

„Zufällig! Sie wissen gar nicht, wie oft ich an Sie gedacht und von Ihnen geredet habe, liebes Fräulein Marie! Hans muß mir das bestätigen.“

„Ja, das ist wahr,“ gab Hans ernsthaft zu. „Else hat manchmal richtig Sehnsucht nach dir gehabt! Sie hat unzählige Male von dir gesprochen.“

„Da sehen Sie's,“ rief seine Frau triumphierend. Marie blickte sie ganz verwirrt vor Beschämung an.

„Sie sind — sehr nett — Frau — Imhoff,“ stotterte sie.

„Nein, das geht aber nicht, daß ihr euch so steif anredet!“ rief Hans lachend. „Wo wir beiden uns von Kindheit an duzen, Marie — — das beste wird sein, ihr schließt auch Bräderschaft.“

Marie stand rasch auf.

„Nein,“ sagte sie hastig, abgebrochen, „das — das ist — nicht nötig. Das — geht nicht gut. Aber wir können uns ja — wir können uns ja — mit Vornamen anreden — mit Vornamen und Sie!“ Sie blickte ganz befriedigt ob des günstigen Ausweges auf. „Aber jetzt — jetzt muß ich wirklich erst mal nachsehen, ob Kamille nicht zurück ist! Mir war's eben so, als ob ich sie hörte!“

„Ich komme mit Ihnen, liebe Marie,“ sagte Frau Elsfriede lebenswürdig. „Ich muß mir doch Ihre ganze Wohnung ansehen — — ich brenne ja darauf! O — ein Schlafzimmer haben Sie auch! Und so ein schönes! Ein bißchen eng nur, nicht wahr? Das machen die vielen schönen geschmückten, alten Möbel! Das Büfett ist ja ein Riese! Wozu brauchen Sie das nur? Nein, sieh mal: ganz voll Gläser und Geschirr und Silberzeug ist es! Ja, Sie haben's gut, liebe Marie! Sie haben's bequem und — billig gehabt, sich einzurichten! Wir müssen uns nun erst ein eigenes Heim gründen — und müssen alles zusammensparen und anschaffen.“

„Vielleicht kann ich Ihnen dabei ein wenig behilflich sein —“ sagte Marie zögernd.

Die junge Frau blieb mit aufleuchtenden Augen stehen.

„Behilflich? Sie meinen —?“

„Wenn Sie Hans bestimmen könnten, mir wenigstens einen Teil der Schlafzimmer-Einrichtung abzunehmen! Sie haben recht, es ist wirklich zu eng hier, und ich brauche Platz. Zudem stehen auch noch Tische, Schränke, Stühle, kurz alles mögliche auf dem Boden — eine ganze große Kammer voll. Hans muß einsehen, daß diese Riesenmöbel besser für eine größere Wirtschaft passen.“

„Sie sind ein Engel, liebste Marie!“ jauchzte Elsfriede. Sie umhalsste Marie und sah sich dabei vorsichtig nach der geschlossenen Wohnzimmertür um. „Wissen Sie, was ich mir eben ausgedacht habe?“ plauderte sie dann fröhlich weiter, während sie neben Marie den Korridor zur Küche hinabschritt. „Sie schicken uns die Sachen einfach, ohne Hans zu fragen — wenn sie erst da sind, muß er sie schon behalten, nicht wahr? Sonst beleidigte er Sie ja geradezu!“

Marie stimmte erfreut zu. „Das ist ein herrlicher Einfall!“ rief sie. „So werden wir's machen! Sie müssen mir gleich Ihre Adresse schicken, sobald Sie gemietet haben. Ober haben Sie das schon?“

„Ach, Sie wissen ja noch nicht, wo wir uns niederlassen

wollen! Wir sind noch gar nicht zum Erzählen gekommen. Hans hat so große Pläne vor — —“

„Die kann er mir nachher selbst erzählen, wenn wir wieder drin sind,“ unterbrach Marie, nicht gerade übermäßig höflich. „Hier ist meine alte Kamille, Elsfriede — — und dies ist Hans Imhoffs Frau, Milla. Du mußt uns gleich Wein und Kuchen und Erdbeeren mit Zucker ins Wohnzimmer bringen.“

„So? Muß ich?“ knurrte Kamille — — Mißtrauisch blickte sie auf die fremde, schöne, junge Dame, die so freundlich zu ihr sprach. Ihr runzliges Gesicht hellte sich nicht auf, trotz aller Liebenswürdigkeit, die der Gast an sie verschwendete. Und Frau Elsfriede dachte, daß die Dienerin vortrefflich zur Herrin passe. — —

Sie kehrten ins Wohnzimmer zurück, wo Hans im Erker saß und sein eigenes Buch offen in der Hand hielt.

Marie lief errötend auf ihn zu.

„O, du hast es gesehen!“ sagte sie verlegen und machte eine Bewegung, als ob sie ihm das Buch entreißen wollte. Er knappte es lächelnd zusammen und legte es auf das Tischchen zurück.

„Du bist einzig in deiner Art, Marie — auch hierin!“ spottete er gutherzig. „Jede andere Jugendbekannte hätte mir eine schmeichelhafte Karte geschrieben, worin sie mich um ein neues Werk anbittelt! Du — du kaufst es dir —“

„Ich kaufe mir immer, was ich lesen will,“ sagte Marie sehr kurz. Sie warf dabei einen scheuen, schuldbehafteten Blick in der Richtung, wo, auf der Diele draußen, die bewußte Truhe stand. „Aber nun erzähle mir lieber, was du jetzt vorhast, Hans. — Deine Frau wollte mir schon was davon sagen, aber ich hör's lieber von dir selber.“

Sie saßen nun alle drei wieder um den runden Sesseltisch; Kamille trug mit mürrischer Miene einen sehr appetitlichen kleinen Imbiß und Wein in alten, schönen Kristallgläsern auf. Hans aber entwidelte in behaglichem Plauderton einen Teil seiner Zukunftspläne.

(Fortsetzung folgt.)

## Der gute Tauchboot-Prophet.

Von F r i s M a d.

Lord Halbauc, vor dem Kriege einige Zeit Kriegsminister in England, hat in jener Epoche einmal geäußert: „Ein Feind Englands wird eigentlich nichts anderes zu tun brauchen, als uns unsere Lebensmittelfuhr abzuschneiden.“ Zu jener Zeit begann man in England auch, eben im Hinblick auf das für die britischen Inseln im Falle eines Krieges so wichtige Ernährungsproblem, den Gedanken eines Tunnels unter dem Kanal nach dem Kontinent zu erörtern. Die Schiffe in Serajewo im Juni 1914 waren eben verhallt, da erschien im Juliheft der Londoner Zeitschrift „Strand-Magazine“ eine Veröffentlichung, die unter dem Titel „Die Gefahr“ mit starker Anschaulichkeit und mit einem Aufwand von nicht gewöhnlichen technischen Kenntnissen die Lage schilderte, in die England gerät, wenn irgend eine feindliche Macht die Lebensmittelfuhr nach dem Inland durch Unterseeboote verhindert. Der Verfasser dieser aufsehenerregenden Schrift war kein Geringerer als Sir Arthur Conan Doyle, der durch seine Sherlock-Holmes-Geschichten in der ganzen Welt bekannt gewordene englische Schriftsteller.

Die im Verlag von Robert Lub (Stuttgart) erschienene deutsche Uebersetzung der Doyle'schen Arbeit\*) gewinnt durch den inzwischen in Kraft getretenen und unbeschränkten deutschen U-Boot-Krieg ein besonders aktuelles Interesse, das dadurch gesteigert wird, daß der englische Schriftsteller sich als genauer Kenner der U-Boot-Waffe, ihrer Leistungs- und Verwendungsmöglichkeiten erweist, sowie daß er in bewundernswürdiger Voraussicht die gewaltigen Fortschritte kennt, die das U-Boot im Laufe dieses Krieges in technischer Beziehung tatsächlich gemacht. Am überraschendsten aber sind die zahlreichen Parallelen, die sich zwischen den einzelnen Taten des Kapitän Sirius in der Erzählung Conan Doyle's und den tatsächlichen Ereignissen dieses Weltkrieges ziehen lassen, und die der prophetischen Einsicht des phantasiestarken Engländer's ein glänzendes Zeugnis ausstellen.

Mit einer Flottille von nur acht Unterseebooten läßt Doyle den Kapitän Sirius, den Angehörigen einer in der Erzählung „Norland“ benannten kleinen, europäischen Macht den Ausbruchungskrieg gegen England beginnen.

Gleich am ersten Tage seiner U-Boot-Tätigkeit gelang es dem Kapitän Sirius, feindliche Dampfer von zusammen 50 000 Tonnen zu versenken. Man erinnert sich, daß das Ergebnis unseres U-Boot-Krieges am ersten Tage, mit 42 000 Tonnen, nicht weit hinter dieser gewaltigen Bilanz zurückblieb, daß diese dagegen an einem anderen Tage mit 52 000 Tonnen sogar noch übertroffen worden. Daß aber auch in Wirklichkeit ein einziges U-Boot zu einer solchen Leistung imstande ist, beweist eine vor kurzem erfolgte

amtliche Mitteilung, in der die Tagesbeute eines U-Bootes in der Tat mit 51 800 Tonnen angegeben ward.

Von besonderer Bedeutung ist in der Schilderung Doyle's die Art der Verfenkung; sie entspricht völlig der seit dem 1. Februar d. J. von den deutschen U-Booten angewandten Methode des Unterwasserangriffs ohne vorherige Warnung. Conan Doyle hält dies für so selbstverständlich, daß er zur Rechtfertigung seines Helden an einer Stelle lediglich auf das Endziel des Krieges, auf die Verhinderung jeglicher Lebensmittelzufuhren nach England, hinweisen zu müssen glaubt.

Wie der Engländer gerade im Hinblick auf dieses Ziel eines entschlossenen Feindes über die Rücksicht auf die Neutralen denkt, das erhellt sehr deutlich aus jenem Abschnitt der Erzählung, in der Kapitän Sirius drei im Außenhafen von Boulogne, also innerhalb der französischen Territorialgewässer, lagernde englische Dampfer verfenkt: „Was kümmerte ich mich um Dreimeilengrenzen und internationales Recht! England wurde blockiert, alle Lebensmittel waren unterbande, alle Schiffe, die solche führten, mußten vernichtet werden!“ läßt er den U-Boots-Kommandanten sagen.

Von hoher aktiver Bedeutung ist die Schilderung, wie der „norländische“ Kapitän einen amerikanischen Dampfer verfenkt. Kapitän Sirius sagt darüber in seinem Bericht: „Wichtig kam bald so ein Nachzügler daher, ein mächtig großer Gefelle mit flatterndem Sternbanner. Die Flaggenfrage spielte aber für mich nicht die geringste Rolle, so lange es sich um ein Schiff handelte, das den britischen Jägern unterbande zuführte.“ Den Frachtmann interessiert hierbei auch die Tatsache, daß der Amerikaner durch Geschüßfeuer verfenkt wird.

Wie eine düstere Vorahnung der ungeheuren Gefahr, in der England sich heute befindet, liest sich ein Stoßseufzer, den G. Doyle dem über seine Erfolge nachdenklich gewordenen Kapitän Sirius in den Mund legt: „Himmel, in welcher Lage wäre England einem Feinde gegenüber gewesen, der über dreißig oder vierzig Unterseeboote verfügte!“

Mit prächtiger Anschaulichkeit erzählt der norländische U-Bootsführer ferner die Verfenkung des 45 000-Tonnen-Dampfers „Olympic“ der White Star Linie, der Passagiere an Bord hatte: „Als er etwa fünf Meilen weit entfernt war, tauchten wir, um ihm den Weg abzuschneiden. Als wir ihn gegenüber waren, feuerten wir den Torpedo und trafen ausgezeichnet.“ Also eine regelrechte warnungslose Torpedierung! Man erinnere sich des Geschreis, als am 7. Mai 1915 ein deutsches U-Boot unter ähnlichen Umständen den Cunarddampfer „Lusitania“ verfenkte (31 550 Tonnen).

In der Doyle'schen Erzählung berichtet Kapitän Sirius auch über die Auswirkungen seiner U-Boot-Kampagne auf den englischen Lebensmittelmarkt: Weizen, der eine Woche vor Kriegsausbruch 35 sh notiert hatte, stieg sprunghaft auf 52, 66, 84, 100, Mais von 21 auf 37, 48, 60, 80, Gerste von 19 auf 39, 50, 62 usw. Die englische Regierung sah sich genötigt, zur Förderung der englischen Lebensmittelerzeugung eine Prämie auf den Anbau von Brotgetreide auszugeben. Die Versicherungsprämien bei Meeresfrachten und drückten auf den Markt. Die Preise für die notwendigen Lebensmittel stiegen in die Höhe, und die englischen Minister appellierten an den Patriotismus des Volkes. Schließlich erfolgte Beschlagnahme und Verteilung der Vorräte wie in einer belagerten Festung. Ist das nicht eine, fast bis in alle Einzelheiten genaue Parallele zu den heute durch unsere U-Boote geschaffenen Verhältnissen in England!

Und noch eine andere auffallende Parallele zwischen den Ereignissen in der letzten Zeit und den von dem englischen Schriftsteller beschworenen Geiselnern darf hier Erwähnung finden: Am 10. April hat Kapitän Sirius in der englischen Erzählung mit der Arbeit seiner acht U-Boote begonnen; am 12. Mai war: „der Kanal wie ausgehoben“. Die deutsche Regierung konnte schon 17 Tage nach Beginn des verhängnisvollen U-Boot-Krieges nach den Berichten einer ganzen Anzahl von aus der Nordsee zurückgekehrter U-Boote mitteilen, daß in der Nordsee kein Handelsverkehr mehr anzutreffen sei.

Gegenüber den von den englischen Ministern und in der englischen Presse erhobenen heftigen Anklagen gegen die barbarische grausame Kriegsführung der Deutschen darf endlich auf eine Ansehung hingewiesen werden, die G. Doyle ebenfalls seinem Kapitän Sirius in den Mund legt: „Eimpler Menschenverstand hätte den Engländern sagen müssen, daß der Feind sich derjenigen Kriegsmittel bedienen würde, die am sichersten zum Ziele führen mußten — und daß er nicht lange fragen würde, ob diese Mittel auch erlaubt seien, sondern sie vor allem in Anwendung bringen würde . . . wir hatten ganz Großbritannien einfach als belagerte Festung anzusehen, der wir die Lebensmittelzufuhr unter allen Umständen zu unterbinden hatten.“

Es muß auffallen, daß gerade ein Engländer seinem eigenen Vaterlande gegenüber als entschiedener Verteidiger des unbeschränkten U-Boot-Krieges auftritt. Diese Tatsache ist an sich beinahe noch auffällender als der Zeitpunkt, in dem die sensationelle Schritt veröffentlicht wurde. Sie muß also einen sehr triftigen Grund und einen weiterblickenden Zweck haben. Beide braucht man nicht lange zu suchen. Man findet sie in den folgenden Sätzen, in denen G. Doyle die wahren Absichten mit seiner Veröffentlichung auch dem Unbefangenen erkenntlich macht: „Die westlichen Länder waren diejenigen politischen und journalisti-

sehen Führer, die nie begriffen hatten, daß ein England, das sich nicht vom Ertrag seines Bodens zu ernähren vermag oder wenigstens einen Tunnel nach dem Festland besitzt, durch den Lebensmittel herbeigeschafft werden können, all' die Millionen für Meer und Flotte umsonst ausgibt, solange der Feind nur einige Unterseeboote besitzt, und Männer, die sie zu handhaben verstehen.“

G. Doyle hat sich in seiner Broschüre als ein guter Prophet erwiesen; hoffen wir, daß er auch mit einem anderen Wort Recht behält, das er den Kapitän der „norländischen“ U-Boot-Flotte angesichts des unausbleiblichen Sieges über England sprechen läßt:

„England war oft töricht gewesen — und ungestraft geblieben. Diesmal war es töricht — und mußte den vollen Preis bezahlen. England, du kannst wirklich nicht erwarten daß das Glück dir immer treu bleibt und dich immer rettet!“

Der Herausgeber der deutschen Uebersetzung von Doyle's Schrift, der österreichische Kontreadmiral a. D. Schanzer, schrieb damals in seinem Vorwort: „Die Schrift hat in allen Ländern der Erde ungeheures Aufsehen erregt. Wer nirgends wird sie so aufmerksam gelesen werden, wie in Deutschland. Der müde und armselige verdorrte Menschenkind ohne Erziehungskraft sein, der beim Lesen dieser merkwürdigen Prophetengeschichte von der großen Gefahr nicht allerlei Träume träumte von unserem Sieg und ihrer Strafe, und der nicht am Ende des Buches noch stolzer wäre auf die deutschen U-Boote der Wirklichkeit und ihre Männer.“ Und an anderer Stelle: „Die Erzählung wird in hundert Jahren eine Rarität sein . . .“

### Für uns . . . .

Von Kurt Dieg.

Im letzten Frühjahr war's.

Zwischen leuchtend-brannen, jäheren Aderschoffen sprichste das erste, jungfrische Grün der Winterfaat. Ein paar Feldhühner schwirrten erobert von meinem Schritt auf, ganz drüben am Waldrand stieg ein kleiner, grauer Vogel mit jubelndem Singen zur Sonne empor. Und überall — zwischen den braunen Furchen, auf den kleinen Grasflächen dazwischen, zwischen den abgehölzten Bäumen drüben — überall geschäftige, arbeitsrege Menschen. Wie wenn Friede wäre, tiefer Friede — nur, daß — ja, nur eines war anders als früher: die dort arbeiteten im Schweiß ihres Angesichtes, die dort unter ihrer Arbeit leuchten für tausend und abertausend Andere, Fremde — das waren jetzt Frauen, waren Kinder und alte, jahre-gebeugte Männer. Wo sonst die Männer leidet und trotz den heimlichen Boden bebauten für Weib und Kind — da rangen jetzt Frauen und Kinder und Greise dem Boden seine Schätze ab für sich und die, die in den Fabriken und Hochöfen standen und Stahl gossen zu rettenden Geschützen und Granaten drehten an surrender Lauf und für all die Millionen Andere in den Städten — für uns.

Dann war's im Herbst.

Ueber fruchtgeschwängerte, endlos weite Kornfelder sitterten die Sonnenstrahlen wie lange, feine Goldfäden. Ueberall in dem weiten, wogenden Weizenmeer klang ein Rauschen, wie wenn der Wind leise spielend die Wellen der See zum Strande wirft: die Sensen, die in arbeitsarten Händen durch die Halme sausten. Und weiter hinten, wo das Auge hinaus: Frauen und Kinder, die im Sonnenrande die Harben banden und schidteteten. Die den Segen mondeler Arbeit zusammentrugen — für uns . . . .

Und noch etwas sah ich.

Im Reichland drunten. In Westfalen. In den Dörfern und Gärten und Dackhöfen und Schmeltzereten. . . . Bleiche, abgesehrte Gesichter, müde und matt von schwerer, listarmer Arbeit. Frauen und Männer und solche, die fast noch Kinder waren. . . . Die täglich in das Getöse und Gehämmere und den Qualm und Rauch zogen, um mit ihrer Hände Arbeit die eiserne Mauer bauen zu lassen, die in Ost und West und rings um Deutschland stand. Menschen, die in unerlöschlicher Arbeitstreue ihr Höchstes brachten — wie die Bauern draußen im Sonnenbrand und all die tausende und abertausende im grauen Ruck drinnen und vorm Feind: für uns . . . .

Was ist denn Du? Hast Du Deine Schuld schon wett gemacht? Jetzt kannst Du es. . . . Dein Geld kauft auch mit, hilft dem Reiche siegen!

### Vermischtes.

\* Krieg und Sonnenflecke. Was haben Krieg und Sonnenflecke miteinander zu tun? Anscheinend nichts. Ueberausdeutend scheint nun aber mehreren, daß eine Periodizität der Kriege und anderen Erscheinungen Hand in Hand mit der der Sonnenflecke geht. Im ersten Kriegsjahre hat der schwedische Ingenieur Enström in „Tekniskt Tidstidning“ eine umfangreiche Arbeit veröffentlicht, in der er einen Zusammenhang zwischen den Perioden der Sonnenflecke und anderen meteorologischen Erscheinungen auf der einen und Ernten, Lebensmittelpreisen, Bevölkerungs-schwankungen, Bau von Eisenbahnen und Schiffen, Welthandel und allen möglichen anderen Dingen auf der anderen Seite auf-

zusammen fichte, woraus er folgerte: eine Hochkonjunktur bringt durchschnittlich gute Ernten, lebhaftere Tätigkeit der Industrie, lebhaftere Handelsumsätze und kriegerische Verwicklungen. Bis zum Jahre 1600 rückwärts gehend, suchte er nachzuweisen, wo die großen europäischen Kriege immer mit den Höhepunkten der Konjunktur zusammengetroffen sind. Die Dauer der Periode, die er dabei erkennt, beträgt aber 111,6 Jahre, stimmt also mit der bekannten großen Sonnenfleckenperiode überein. Ungefähr gleichzeitig, wahrscheinlich ohne Kenntnis der Arbeit Enströms, hat nun ein Amerikaner S. L. Moore den gleichen Gegenstand untersucht, und der „Prometheus“ (Verlag von Otto Spamer in Weizsig) stellt seine Ergebnisse denen des Schweden übersichtlich gegenüber. Moore geht bei seinen Untersuchungen von dem periodischen Verlauf der Niederschläge im Chiotale aus und verfolgt weiter die verhältnismäßig großen Schwankungen mit den Perioden von 8 und 33 Jahren. Diese Schwankungen findet er im Ausfall der Getreide-, Kartoffel- und Denernten wieder. Während nach langwieriger Ansicht Angebot und Nachfrage sich in dem Sinne regeln, daß reiche Ernten die Preise fallen lassen, kommt Moore zum entgegengesetzten Ergebnis. Bei geringen Ernten geht der Handel, infolgedessen auch die industrielle Erzeugung, Preisstöße der Industriezeugnisse und die Höhe der Getreidepreise zurück, und das schließliche Ergebnis ist eine allgemein niedrige Preislage, während bei guter Ernte überall das Gegenteil stattfindet. So läßt sich seine Ansicht zusammenfassen. Moore weist nach, daß die Schwankungen der Preise denen der Ernteergebnisse entsprechen und zwar mit einem Phasenunterschiede von vier Jahren. Die Hauptursache der Schwankungen der industriellen Unternehmungslust ist also nach der Ansicht des Amerikaners die Ernte, und die Hauptursache der Ernteschwankungen sind die klimatischen Verhältnisse mit ihren 8- und 33-jährigen Perioden. Moore stimmt darin mit dem schwedischen Forscher überein, daß nach seiner Meinung bei guten Ernten die Preise steigen, bei schlechten fallen. Als Hauptmaximen der Niederschläge hat er 1915 gefunden, und demgemäß erwartet er die größte Preishebung 1919, eine starke Preisenkung 1925 und starke Preishebungen wieder für 1928 und 1935. Diese Maximumzahlen decken sich fast völlig mit denen Enströms. Der „Prometheus“ hebt mit Recht hervor, daß diesen Gedanken gegenüber Vorzicht am Platze ist, daß aber auch solche Übereinstimmungen dazu angetan sind, die Bedeutung der Forschungen über solche periodischen Schwankungen hervorzuheben. Es sei in diesem Zusammenhang der Arbeiten eines dritten Forschers gedacht, des Berliner Technikers Rudolf Mewes, der 1897 ein Buch über „Kriegs- und Weltesperioden im Völkerverleben“ veröffentlicht hat. Mewes hat einen ähnlichen Zusammenhang zwischen Kriegen und meteorologischen Erscheinungen gefunden, wie später der Schwede und der Amerikaner. Freilich spricht er in der Hauptsache von den Schwankungen des Grundwasserstandes, doch hebt er ausdrücklich hervor, daß diese Schwankungen die gleiche Periode haben, wie die Sonnenflecke. Auffallend ist es nun, daß er für die Zeit von 1904 bis 1932 — die Periode des Trockenheit-Meritums — gewaltige Kriege voraussagt, die ihren Höhepunkt in den Jahren 1910 bis 1920 erreichen sollen. Für die Vergangenheit, wie für die Gegenwart und Zukunft decken sich seine Zahlenangaben ziemlich gut mit denen Enströms und Moores.

\* Von den Mahlzeiten und von den Räten im alten Rom weiß Heinrich Göhring in Nummer 13 der illustrierten Zeitschrift Ueber Land und Meer (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart) allerlei zu erzählen. Wir wollen den unterhaltendsten Artikel hier nicht ganz, sondern nur einige Stichproben daraus wiedergeben, die zum Nachlesen in der oben bezeichneten Nummer anregen mögen. Die Speisen, die der römische Feinschmecker aß, müßten überhaupt teuer und selten sein; dies galt damals mehr als der Wohlgeschmack. So sagt Favonius bei Gellius: „Die Hauptgutschmecker und Lederwälder sagen, keine Mahlzeit sei nobel, wenn nicht ein Gericht, ebensobald es einem munde, sofort wieder abgetragen und anderes noch Bistlicheres aufgesetzt werde; sie behaupten, daß man keinen Vogel außer dem Feigenwidder ganz anessen müsse; wenn von den andern Vögeln und Hünergeschäften nicht so viel aufgetragen wird, daß sie mit dem unteren Teile von den Keulen ab satt werden können, so sagen sie, das Mahl sei bis zur Bettelhaftigkeit krauferig; von denen, die das Oberste an Vögeln und Geflügel speisen, glauben sie, sie hätten keinen Geschmack.“ Von manchen Tieren aß man nur das Gehirn, die Leber oder die Lunge. Der Kaiser Vitellius — der richtige Kaiser für diesen Teil der Römer, die den Bund zu ihrem Gott gemacht — soll als ganz besondere Lederbissen Blamingozungen gegessen haben. Der Tragöde Aelionus, der in königlicher Pracht lebte, soll ebenfalls bei einem Gastmahl eine Schüssel mit Jungen solcher Vögel, die Lieder singen oder die Menschenstimmen nachahmen können, haben aufstellen lassen. Die Eigenart der römischen Küche zeigt sich auch schon in den damals zubereiteten Saucen, in denen kein Fleisch mehr herumschmecken konnte, welches Fleisch beigegeben worden war. Nach Apicius bestand eine solche Sauce aus Pfeffer, Viehhäufkraut, Lorbeer, Kruste, Fischlake, Honig und Del, alles im Reibstein gehörig zusammen gemischt. Man kann jedenfalls schon erkennen, daß mit dieser Sauce jeder andre Geschmack tot

gemacht werden muß. Das Mahl bestand aus drei Teilen, und zwar aus der Vorspeise, aus der Hauptmahlzeit und aus dem Nachtiisch. Zur Vorspeise dienten allerlei kalte Speisen, welche hauptsächlich den Appetit anreizten, wie weiche Eier, Salate, pikant bereitetes Gemüse, leichte Fischspeisen und anderes mehr. Auf dem Nachtiisch spielte der Apfel eine große Rolle. Getrunken wurde im allgemeinen bei dem Essen sehr mäßig. In der Regel wurde der Wein nach Beendigung der Vorspeise gereicht.

## Büchertisch.

— Die Ausbürgerung Englands. Geheimer Regierungsrat Dr. Seibt hat eine Reihe von Artikeln, die kürzlich in neutralen Blättern erschienen sind, zu einem Buche „Die Ausbürgerung Englands“ zusammengefaßt. (Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, Preis 50 Pfg.) Der Verfasser hat sich der Mühe unterzogen, die englische Statistik über Ein- und Ausfuhr, Bedarf und Vorrat sorgfältig zu prüfen und daraus ein möglichst genaues Bild von der heutigen Wirtschaftslage Englands zu entwerfen. Ebenso sind die Möglichkeiten, ob durch Steigerung der englischen Landwirtschaft die Schwierigkeiten zu verringern seien, kritisch erwoogen und die Prognose Englands und seiner Verbündeten in ihren Ursachen und Wirkungen dargelegt.

— Dr. Carl Peters: Zum Weltkrieg, 5 Mark. Rühliche Verlagsbuchhandlung, Hamburg. Carl Peters, der Begründer Deutsch-Ostafrikas, legt in diesem glänzend geschriebenen Buch seine auf feiner Beobachtung begründeten Anschauungen über den Weltkrieg dar. Das Buch besteht aus Aufsätzen, welche bereits in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht waren, zum Teil neu geschrieben sind. Aber in ihrer logischen Anordnung und Zusammenfassung kommt der Grundgedanke, welchen Peters entwickelt, erst zu seiner richtigen Wirkung.

— Bong's illustrierte Kriegsgeschichte. Der Krieg 1914/17 in Wort und Bild, das 118. bis 120. Heft (Preis je 30 Pfg.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 88.

— Das neue Favorit-Moden-Album Frühjahr und Sommer 1917 und das Jugend-Moden-Album und reichhaltige Wäschebuch. Das Favorit-Moden-Album zeigt in erfreulicher Uebersichtlichkeit das Kleid der Zeit in seinen vielseitigen Spielarten für alle Bedürfnisse, Altersklassen und Geschmacksrichtungen fassend. In beziehen ist das Favorit-Moden-Album durch die überall befindlichen Verkaufsstellen, die Buchhandlungen oder gegen Voreinsendung von 90 Pfg. direkt vom Verlag: Internationale Schnittmanufaktur, Dresden, N. 8.

— Das literarische Echo. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das erste Aprilheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Lou Andreas Salomé: „Expression“; Hanns Johst: Leo Sternberg; Leo Sternberg: Drei Gedichte; Martin Brunsot: Ein katalonischer Dichter; Josef Körner: Arthur Schnitzler und Siegmund Freud; Kurt Martens: Flugblätter über den Krieg XIII. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo des Auslandes.

— Deutsches Schaffen. Muttliche Monatschrift des Verbandes „Deutsche Arbeit“ zur Förderung Deutschen Schaffens und zur Bekämpfung der Fremdbürdelei im Waren-Verkehr. Reichs-verlag Hermann Kalkoff, Berlin, Jahrespreis 6 Mark, Einzelnnummer 50 Pfennig. — Aus dem Inhalt: Erzeuger, Händler, Käufer. — Die Frau in der Werkstätte. — Das wirtschaftliche Leben während des Krieges. II. — Verschüttete Steuerquellen. — Desinteressiertes Leben. — Kultur. — Aus dem Ausland. — Verschiedenes.

— „Auf Schneeschuhen in den Karpathen“. (Von Gerhard Staffing in Odenburg i. Gr. Preis 1.— Mark.

— Heft 115 und 116 „Der Weltkrieg“. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart, Herausgegeben von Dr. C. S. Baer.

— Stendhal, Vittoria Accaraboni, Die Herzogin von Paliano, Nr. 11 der Weltliteratur, die allwöchentlich ein Heft bester Romane und Novellen aller Zeiten und Völker zum Preise von 10 Pfg. veröffentlicht. In allen Buchhandlungen erhältlich.

## Silberversteckrätsel.

Altar, Helene, Weintraube, Student, Kiste, Reh, Knaben, Sonne, Ver-schlummerung, Wiesel, Einigkeit, Nemesis, Traum, Enkel. Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in obigen Wörtern versteckt sind, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Geheimschrift in voriger Nummer.

Sicherung der Volkserndbrunn.

Schlüssel: Eichel, Nafe, Dänen, Voxel, Lunge, Konjul.